

's Zyt

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 35

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641638>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bevor wir unsere Häuser in solchem Bunde vereinigen möchten, müßten wir uns notwendigerweise kennen lernen. Ich weiß, dein Name ist dem unrigen ebenbürtig. Aber keiner von uns hat je einen der eurigen beherbergt. Zudem glaube ich, daß meine Tochter nicht mehr ganz frei geliebt ist. Sie grämt sich leidenschaftlich um einen Jüngling unserer Stadt, der seit einigen Tagen aus unbegreiflichen Gründen meinem Hause fernbleibt, trotzdem er von Kind an wie ein Sohn bei mir ein- und ausging.“ Als der Vater Emilias dermaßen sprach, antwortete Trevano mit Hohn und gekränktem Ehrgefühl: „Ich habe Euern Sinn verstanden. Helf Gott, die fremde Hahnenfeder soll Euch in die Augen stechen, daß Ihr es nimmer vergessen werdet!“ Sprach es und verließ das Haus Emilias und die Gemeinde.

Nach einiger Zeit wurde der Stadt Taddeos von ihrer Nachbarstadt Fehde angelegt. Das Haus der Trevano führte das feindliche Heer an. Ein blutiges Gefecht entspann sich vor den Toren. Darin fielen der junge Trevano und der Vater Emilias neben mehr als hundert andern Bürgern beider Gemeinden. Dank der ungestümen Tapferkeit Taddeos wurden die Feinde besiegt und zurückgetrieben. Allein die Trauer in der Stadt war groß; denn die Toten waren allen teurer als der errungene Sieg, und der Zorn der Bürger wandte sich bald gegen den Sieger Taddeo. Es war offenbar, daß er allein durch das Uebel seiner ungezähmten Zunge den Brand des Krieges verursacht hatte. Taddeo gedachte allen Feinden zu trogen. Der Besitz Emilias schien ihm nach Trevanos Tode unzweifelhaft, und da ihn der errungene Schatz über die Mäßen kostbar dünkte, fand er den Mut, ihn gegen Himmel und Erde zu verteidigen.

Allein Emilia litt schwer unter dem Tode ihres Vaters, und da auch sie Taddeo als den einzigen Schuldigen ansah, fand sie keine andere Rettung aus ihrer Kümmeris als den Weg der Entsagung. Sie suchte das kleine Frauenkloster am Fuße des Berges auf und trat aus der Welt, ohne Taddeo Lebwohl zu sagen.

Taddeo wußte seit dem Kriege, daß nicht ein geteiltes Herz der Grund von Emilias Weigerung gewesen war, sondern ehrliche Verwunderung über sein unerwartetes Drängen. Deshalb machte ihn die Sicherheit seiner Liebe glücklicher als je; zuweilen nur bedachte er seinen Zweifel, der die Ursache seiner Verwirrung gewesen war, und er sagte sich im geheimen, daß kein Maß der Scham groß genug sein könne, um diesen unseligen Streich der Jugend zu verurteilen.

Als er nun die Kunde von Emilias Entschluß vernahm, brach plötzlich sein Troß zusammen in der jähen Erkenntnis seiner großen Schuld. Zugleich überfiel ihn ein wilder Schmerz, daß er darob zu vergehen meinte. Und Schmerz und Selbstanklage wurden um so bitterer, weil er sich sagen mußte, nur die eigene unzählbare Zunge habe den Verlust verschuldet. Er wurde von dieser Erkenntnis so sehr zerbrochen, daß er keinen Mut zum Leben und keinen Rest von Kraft zum Trogen mehr schöpfen konnte. Seine Traurigkeit gab ihm den Wunsch, zu sterben, und willig bot er sein Erbteil und sein Leben dem Räte der Stadt zum Opfer.

Emilia vernahm aber in ihrem Kloster von den Vorgängen in der Stadt und hörte auch, daß die Einwohner der Nachbarschaft einen Rachezug planten. Darum ließ sie Taddeo einen Brief schreiben des Inhalts: Lasse Gott aus deinem Leben machen, was er für gut findet. Weihe ihm die Tage, die dir bleiben. Ich werde meine Güter als Lösegeld für dich an die erzürnten Einwohner beider verfeindeten Städte verteilen. Wenn sich die Menschen versöhnen lassen, dann nimm solchen Ausgang als ein Zeichen von Gott an, daß mir nichts anderes zu tun bleibe, als ihn zu versöhnen. Und fürwahr, Gott zu versöhnen, haben wir nicht Jahre genug.“ Sie schrieb an die Räte der beiden Städte; die nahmen Emilias Güter zur Sühne an und begruben das Kriegsbeil nach erfolgter redlicher Teilung. Taddeo aber entschloß sich, sein Leben fortan der Versöhnung Gottes zu

weihen. Er ließ sich in das Kloster auf dem Felsen aufnehmen.

Bei seiner Aufnahme erbat er sich von dem Vorsteher die Gunst das Glöckneramt zu übernehmen; „denn,“ so sprach er, „ich habe ein Gelübde getan, Gott zu dienen, seinen Namen zu loben und seine Gnade anzusehen mein Leben lang. Wie soll ich aber zu ihm kommen mit meiner Zunge, die so viel Unheil angerichtet hat in zwei blühenden Gemeinden? Gewähret mir die Gunst und laßt mich bei den Glocken dienen, damit ich durch ihre Stimme zu Gottes Ohr komme.“

Da der Vorsteher wohl um die Sünde Taddeos wußte, fand er die Bitte gut und von einer wahren Selbsterkenntnis und Reue zeugend und machte ihn zum Glöckner des Klosters.

(Schluß folgt.)

's Zyt.

Was het dr Vatter für nes Wäses gha
Mit üsem Zyt „Es rüehr mers keinen ah!“
Am Morge früeh, wenns feusi gschlage het,
So hets en nümme dohlet i sym Bett:
„'s isch Zyt, go mätsche! hüt mueß gsfahre sy!
Im Handherum isch so ne Tag verby!“
Und z'Dbe, wenns im Stedtkli inne schloht,
I gsehne, wiener vorem Zytli stoht,
Und zieht am Chetteli, die schwere Stei,
Wil mir am Mählsack vorne gschlunet hei. —
Und i der Nacht bis no vor churzer Zyt
Kei Stund, er weiß, was underm Zeiger lyt. —
Und hüt, so hane gfunde, — lei, — im Bett
Zum erstemol, as 's Zyt nit gwarnet het.
Dr Vatter tuegt und nickt und lächlet still,
Und gwahrets nit, as 's Zyt nit warne will —
Mi ghört kei Wort; kei Zeiger, wo si dräiht.
I dänke halt, was bruchsch de no nes Zyt!
Was schümmerts di, was underm Zeiger lyt!
Chasch nüt versuume — hesch di Weiße gfläht!

Josef Reinhart.

Die Schweiz und der Völkerbund.

Vor kurzem hat der Bundesrat den parlamentarischen Kommissionen zuhanden der Bundesversammlung die Botschaft übergeben, in der er den Anschluß der Schweiz an den Völkerbund empfiehlt.

Es geht dem Schweizervolke mit dieser Angelegenheit wie dem, der sich heute entschließen soll, ein Haus zu bauen. Die Sache ist wünschenswert und dringlich. Aber die Ausführung begegnet schweren Hindernissen. Das Haus, das er heute mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln bauen kann, sieht ganz anders aus als das, welches als Wunschbild in seinem Kopfe entstanden ist. Entweder muß er das Bauen lassen oder aber mit einem bescheidenen Häuschen vorlieb nehmen. Auf alle Fälle ist der Entschluß schwer: Kein eigenes Haus zu haben ist genierlich; ärgerlich auch, ein zu enges und unbequemes zu haben für schwere Opfer.

Das Schweizervolk stand von jeher der Idee eines Völkerbundes sympathisch gegenüber. Entspricht doch der Gedanke, daß ein Bund freier Völker Recht und Gerechtigkeit und ewigen Frieden sichern sollte auf unserem kleinen Planeten, durchaus der schweizerischen Staatsidee. Und die